Landarzt in schwierigen Zeiten

2. Teil

Den 1. Teil können Sie im Mitterfeler Magazin 5/99 ab Seite 125 nachlesen.

Unser Sohn Stefan war viel unterwegs mit seinem Freund Pauli. Einmal zogen sie unser stabiles Leiterwagerl die Dorfstraße hinauf und hinunter. Frau B., eine angesehene, ältere, alteingesessene Mitterfelerin sagte: „Buam, lad's mi auf, d' Füäß tun mir weh!“ Das taten die beiden gerne. Hundert Meter vor dem Haus von Frau B. bogen sie von der Lindenstraße ab und fuhren mit Frau B. in den Dorfweiher, den Baumeisterweiher. Das gab natürlich heftige Beschwerden. Meine Frau sprach ein Machtwort. Stefan sollte, statt so viel auf der Straße zu sein, den Vater auf den Praxisfahrten begleiten. Eines Tages waren wir mit meinem VW auf dem Rückweg von Konzell nach Haselbach. Es war sehr warm an diesem Tag. Ich fuhr nicht sehr schnell, aber ganz in Gedanken versunken. In Radmoos, in einer scharfen Kurve passierte es: Statt nach der Kurve geradeaus zu fahren, fuhr ich immer noch Kurve. Selten kam einem damals ein Fahrzeug entgegen. Heute jedoch schon, es krachte! Stefan fiel unter den Sitz, er war mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett gekracht und war kurz bewusstlos. Aus dem anderen Auto, das beschädigt war, kroch eine Familie heraus. Die Tochter war an der Lippe verletzt. Es galt, jetzt keine Panik aufkommen zu lassen. Ich gab ihnen die Versicherung, dass alles bestens geregelt würde und dass ich die Lippe des Mädchens im Haus nebenan sofort nähen würde. Als man das vernahm, war man zufrieden. Ein Arzt war da, dann war es gut. Stefan, mein Sohn, war wieder bei Bewusstsein. So konnte ich die Lippe des Mädchens nähen. An den Autos war zum Glück nur Blechschaden entstanden. Jeder konnte noch wegfahren.

Acht Tage später kam ein Landgendarm zu mir, um sich über die Ursache und den Hergang des Unfalls ein Bild machen zu können. Ich hätte wohl meine Gedanken noch beim letzten Patienten gehabt, meinte ich. Damit war er zufrieden. Meine Frau aber war nicht sehr angetan von diesem Ausflug mit Stefan.

Meine Schwiegermutter war jetzt viel im Haus, sie fand immer Arbeit im Haushalt und im Garten und beschäftigte sich auch mit ihrem Enkel viel. Für sie war es stets ein großes Vergnügen, mit ihrer Tochter zusammen auf Praxisfahrten mitgenommen zu werden. Sie konnte bequem im Auto sitzen und die Landschaft betrachten und genießen. Auch im Winter, wenn alles tief verschneit war, hatte sie ihre Freude an dieser Berglandschaft. In der Gegend von Hiening war es wieder einmal so weit: In einer vollgewehten Hohl-gasse blieben wir hoffnungslos stecken. Ein Glück, dass in der Nähe ein größeres Gehöft war. Der Bauer, den ich gut kannte, half uns bereitwillig mit zwei großen Ochsen aus. Es wurde angespannt, ich lenkte, die zwei Frauen im Auto fühlten sich sicher und wohl. Die Schwiegermutter betrachtete mit Wohlgefallen die tierischen Hinter-teile, die Keulen, die sie nun ganz nahe in natura sehen konnte, nachdem sie solche als Schlachtersfrau im Laden immer nur am Haken erlebte. Ich klärte sie auf, dass es auch kleinere, junge Ochsen gab. Die Menschen hier würden sagen, wenn sie über die Größe eines Anwesens erzählten: „Der hat ein Anwesen auf zwei kleine Ochsen oder ein Anwesen auf zwei große Ochsen.“ Wer gar Rösser besaß, vor dem „nahm man den Hut ab“. Wer nur Milchkuhbesitzer war, spielte, was das Ansehen betraf, kaum eine Rolle. Meine Schwiegermutter hatte über dieses Ochsenerlebnis noch lange Zeit Gesprächsstoff.

In dieser Gegend war es auch, es war schon Frühjahr, dass mich meine Frau um 2 Uhr nachts zu einem Anwesen dirigierte, das ich zum Glück kannte. Jemandem dort sei ein Ohr fast abgerissen. Endstation war wieder Elisabethszell. Dann zu Fuß weiter, über eine Wiese abkürzend, geriet ich bis zu den Knien in einen stinkenden Tümpel und kam dann wohl leise fluchend in die Küche des Hauses des Austräglerehepaars, die bei dem kleinen Öllämpchen, das da brannte, kaum zu sehen waren. Der Altbauer war arg betrunken, ein Ohr war zu zwei Drittel abgerissen und hing herunter. Die alte Frau erklärte mir, eine Sense sei heruntergefallen und hätte das Ohr abgeschnitten, was ich anzweifelte, aber mich momentan kaum interessierte. Narkose war bei dem offenen Licht nicht möglich. Mit der Spritze durfte ich dem Patienten nicht nahe kommen. Seine Frau meinte, der würde viel aushalten. Noch nie hatte ich ohne Betäubung genäht. Hier wurden es an die 20 Stiche. Der Mann nahm immer mal wieder einen Schluck aus der Pulle und überstand es gut. - Am nächsten Tag beichtete mir seine Frau, es sei nicht die Sense gewesen, sondern der Schwiegersohn, der bei einem sehr schlimmen Streit ihren Mann so heftig am Ohr gerissen habe, dass es fast abriß. Ich sagte ihr, dass mir das nachts schon klar gewesen sei. Das Ohr heilte schnell und gut ohne abzustehen. „Ja, ja, die alten Waldler!“, kann man da nur sagen.

Als unser Sohn dann im Winter auch den benachbarten Tierarzt Kramalowski auf seinen Praxisfahrten begleiten konnte, warteten wir auf die beiden einmal volle zwei Stunden. Als Stefan ziemlich mitgenommen zurückkam, erzählte er, sie seien in einer verwehten Hohl-gasse im tiefen Schnee steckengeblieben. Der Tierarzt hätte mit Flüchen und hochrotem Kopf das Auto immer wieder

mit Anlauf hineinstoßen lassen, wobei er das Auto mit „Du alter Bock“ beschimpft habe. Auf einmal sei alles still gewesen, das Auto hätte sich nicht mehr gerührt. Die beiden mussten dann wohl oder übel mit Gepäck einen Fußmarsch von einer Stunde im tiefen Schnee bis zum nächsten Dorf zurücklegen.

Die „Tierarzten“ waren unsere Nachbarn. Wir hatten uns angefreundet, sie waren froh und wir auch, dass man sich regelmäßig besuchen und Gespräche führen konnte. Er erzählte mehr „Tierisches“ aus seiner ausgedehnten Praxis, auch vieles über Schlesien, von wo sie gekommen waren, von den schlesisch-preußischen Junkern und ihren Allüren. Wir hatten auch Erlebnisse, und so gab es genug Gesprächsstoff. Vor ihm, wusste er zu erzählen, sei ein Tierarzt, Dr. S., in Mitterfels und Umgebung tätig gewesen, von dem ich auch schon gehört hatte. Eine Begebenheit, die sich wirklich zugezogen hatte, will ich nicht verschweigen. Dr. S. wurde von einem allseits bekannten Ökonomen um 2 Uhr nachts gerufen, einer Zeit, die immer als äußerst unangenehm empfunden wurde, wie sich jeder denken kann. Als Tierarzt sah er schnell, der Besuch hätte schon am Vortag sein können oder müssen. Jetzt der Hergang: „Machen's der Kuh das Maul auf!“, sagte Dr. S. zum Bauern. „Ja“ - „Schaun's nei!“ - „Ja“ - „Siegst mi?“ - „Na“. Er, der Tierarzt, hatte den Schweif der Kuh gehoben, blickte unter den Schweif und brüllte nach vorne: „Hama's scho, Darmverschlingung!“ Der Bauer soll es nicht bezweifeln haben.

Ich darf eine Frau aus Rattiszell nicht vergessen, die - ich weiß nicht mehr in welchem Jahr - 100 Jahre alt geworden wäre. So oft ich zu ihr kam, redete ich ihr zu und ermunterte sie, nicht nachzugeben, durchzuhalten. Warum ich von ihr so rede, hat einen Grund. Es war im 2. Jahr meiner Zeit in Mitterfels gewesen, als man mich zu dieser Frau dringend rief. Als sie sich in ihrem Garten auf-

hielt, hätte es gekracht, und sie habe im Nacken einen stechenden Schmerz gespürt. Der Augenschein ergab eine kleine Wunde im Nackenbereich, oberster Halswirbel. Ich nahm sie mit in die Praxis und röntgte sie. Im Bereich des obersten Halswirbels steckte ein 1 cm langes Geschoß, wohl aus einem Kleinkalibergewehr. Operieren kam, wie sie sagte, nicht in Frage. Lieber trüge sie dieses Blei weiterhin mit sich herum. Wer geschossen hatte, darum kümmerte sich eigentlich niemand. - Sie ist auch fast 100 Jahre alt geworden, leider starb sie 2 Wochen vor diesem Ereignis ganz plötzlich während des Mittagessens.

Die Praxistätigkeit und Praxisführung der Landärzte von damals kann in keiner Weise mit der heutigen Landärzte verglichen werden. Der Arzt auf dem Lande führte vieles selbst durch, Krankenhauseinweisungen waren mehr für Notfälle mit Operationen. Auch Gynäkologie, sprich Frauenheilkunde, spielte eine große Rolle für den Praktiker. Die Frauen gingen durchwegs erst mal zum Hausarzt oder auch zur Hebamme. Hausgeburten waren das übliche, Krankenhausgeburten die Ausnahme. Fehlgeburten zu „erledigen“, waren für meine Frau und mich zur Routine geworden. Meine Frau war für die Narkose zuständig, ich für den operativen Eingriff. - Wenn die Frau schlank und leichtgewichtig war, war es problemlos. Das für mich schwerste Stück Arbeit bereitete mir immer der Transport von Schwergewichtigen vom Gynäkologen-Stuhl in den Ruheraum auf meinen beiden Armen. Meine Frau sagte stets, du hebst dir noch einen Bruch, was auch eintrat.

Eher durch Zufall kamen die Hebamme Balbina Gall und ich uns näher. Mit ihr, so der Volksmund, musste man erst ein Fassl Salz zusammen gegessen haben, bis sie Zutrauen fasste. Die Balbina, wie sie einfach genannt wurde, war auf Grund ihres Könnens, ihrer Erfahrung und ihres Umgangs mit den ihr anvertrauten Menschen in Mitterfels

und der näheren Umgebung respektiert und geschätzt. Sie merkte bald, dass mir Geburtshilfe vertraut war, und ich Freude daran hatte. So entstand bald eine fruchtbare Zusammenarbeit. Viele Geburten konnte sie allein „erledigen“. Wenn sie Bedenken hatte oder Komplikationen eintraten, rief sie mich. Ich bin sicher, dass sie bis dahin schon viele hundert Geburten erlebt hatte. Oft gab es stundenlange Nachtsitzungen mit ihr zusammen, manchmal ging alles auch schnell über die Bühne. Danach, wenn wieder mal alles gut gegangen war, waren wir beide hochzufrieden. - Warum die Geburten meistens nachts stattfanden, die wenigsten bei Tage, darüber wurde schon viel gerätselt. Ich denke, die Frauen kommen nachts einfach eher zur Ruhe für dieses Geschehen.

Einmal hatte ich vormittags Geburtshilfe zu leisten. Die Hebamme brauchte mich. Das ging dann so: 8 Uhr: „Bitte kommen!“ Raus aus der Sprechstunde, rein nach Radmoos, wieder zurück. 10 Uhr: „Bitte kommen!“ Raus aus der Sprechstunde, rein nach Radmoos, wieder zurück. 11.30 Uhr: „Bitte kommen!“ Raus aus der Sprechstunde, rein nach Radmoos, endlich die Geburt. Lieber dann nachts, wurde mir klar.

Die Hebamme hatte sich im Laufe der Jahre allerlei Gewohnheiten zugelegt. Wenn bei einem Bauern alles gut geglückt war, dann gab's eine Brotzeit mit Schwarzgeräuchertem und einem kühlen Bier. Das war längst bekannt. Ich wurde nicht ausgeschlossen. Wenn unsere Hebamme in Not geriet, Gefahr für Mutter oder Kind drohte, dann schrie sie förmlich ins Telephon, so dass meine Frau diesen Schrei an mich weitergab. Die folgende Begebenheit passierte in einer sehr hässlichen, eiskalten Winternacht mit Schneegestöber. „Die Frau verblutet!“, hatte ich noch in den Ohren. Meine Frau warf mir noch einen Bademantel über, mit Hausschuhen an den Füßen stürzte ich ins Auto. Zum Glück kannte ich das Haus, es waren vielleicht 5 km zu

fahren. Sechs kleine Kinder waren schon da, bei den meisten hatte ich schon Geburtshilfe geleistet. 100 m vor dem Anwesen eine Schneewehe, raus aus dem Auto, zu Fuß, d.h. barfuß weiter, da die Pantoffel im Nu weg waren. Es war auch schon höchste Zeit! Narkose durch die Hebamme, Ausräumen der restlichen Nachgeburt, einige Injektionen durch den barfüßigen Geburtshelfer. Auf Brotzeit hatte niemand Verlangen. Man gab mir Schuhersatz für meine nackerten Füße. Die Schneeschmelze wird meine Hausschuhe wieder zum Vorschein gebracht haben.

Es gab damals Waldleroriginale wie heute auch noch, vielleicht damals häufiger. Die liebe Cilly war so ein Original. Sie erinnerte schon bei der ersten Begegnung an Peter Roseggers „Mooswaberl“ in seinem Buch „Als ich noch ein Waldbauernbub war.“ Ich hatte als Gymnasiast mit Begeisterung seine Bücher gelesen, soweit ich sie erreichen konnte. Die Cilly lebte, wie die Waberl auch, in und vom Wald, der Wald war ihre Heimat. Wenn ich sie bei Krankheit besuchen sollte, musste ich so ziemlich jedesmal eine andere Richtung einschlagen, oft auch weit fahren. Sie hatte wenig Mittel, vielleicht deshalb der häufige Wohnungswechsel. Auch in der Praxis suchte sie mich hin und wieder auf. Einmal wären unser beider Wege dabei bald zu Ende gewesen. Sie hielt mir ein uraltes, vielleicht 100 Jahre altes, abgegriffenes, schwarzes Büchlein unter die Nase. Ich sollte das studieren, da könnte ich noch viel dazulernen. Sie hätte zur Zeit ziemlich Kreuzschmerzen, da müsse man sich eine lebende Kröte auf die Brust binden. Wenn sie sich nicht mehr rühre, müsse man sie mit samt den Kreuzschmerzen wegwerfen. Ich sah sie fragend und zweifelnd an, da deutete sie auf ihre Brust und meinte, „Sie rührt sich nicht mehr!“ „Raus“, sagte ich, weg war sie. Es tat mir leid, ich mochte sie in ihrer Art gerne.

Aber die Cilly war nicht nachtragend, plötzlich tauchte sie wieder

auf. Nachdem sie anscheinend des häufigen Wohnungswechsels überdrüssig war, eröffnete sie mir eines Tages, sie wolle jetzt endlich eine Höhle, ein Nest für sich allein haben, sich ein Häuschen mit den eigenen Händen errichten in einem sehr entlegenen Tal, an einem Waldrand; ein Bauer hatte sie nicht abgewiesen. „Und die Behörde, da Schwarzbau?“, warf ich ein. Mit denen würde sie fertig, entgegnete sie kampffessicher. Ein Jahr lang sammelte sie alles, was zum Bau nötig war: Feldsteine, Rundholz, Kalk, Sand, auch Ziegel, Dachziegel usw.. Im 2. Jahr entstand der Bau im Talgrund langsam in Handarbeit, ohne Hilfe. Sie kam des öfteren in die Praxis und erzählte von ihren Arbeiten. Schließlich zog sie ein in ihr Häuschen. Die Behörde kam bald und immer wieder, sie empfing sie so brutal, dass diese aufgaben und sich wohl auf das Zuwarten eingestellt hatten.

In einer Sommernacht, so um 12 Uhr, wurde ich zu ihr gerufen, sie hätte sich wohl etwas gebrochen. Man wollte in Hitzenberg ein Licht vor die Türe stellen, um mir den Weg zu erklären. Es ging auf Waldwegen in ein Tal hinein, am Waldrand entlang, bei dem trockenen Wetter konnte ich bis zu ihrem Häuschen fahren. Es lag da im Mondschein wie ein echtes Hexenhäuschen aus dem Märchen. Rundherum nur Wald und ein Wiesengrund, sonst nichts. Sie lag auf einer Matratze und jammerte, das Bein war geschwollen und rot: ein Knöchelbruch. Ich wollte den fälligen Gipsverband anlegen und fragte nach Wasser. Sie habe keins, sagte sie und sah mich nur jämmerlich an; im Wiesengrund, 100 m von hier, sei eine Quelle, ob ich doch so gut wäre. So wanderte ich denn talwärts mit dem Eimer und dachte: „Wie in Russland.“ Der Gipsverband war fertig, Verhaltensmaßregeln erklärt, da sah sie mich wieder so jämmerlich an und deutete auf die junge Kuh, von der sie bereits erzählt hatte, sie sei ihre einzige Wohngenossin. Sie müsse verdursten diese Nacht. „Bitte

Herr Doktor!“ Ich wanderte nochmals, was blieb mir anderes übrig, mit dem Eimer ins Tal und tränkte noch die Kalbin, die Cilly wollte auch noch einen Becher voll. Sie war übrigens bald wieder oben auf. Nach mehreren Jahren ließ sie sich überreden, ihren christkatholischen Glauben aufzugeben und zu den Zeugen Jehovas zu wechseln. Dahin sollte ich ihr folgen, bedrängte sie mich immer wieder. Als sie gestorben war, gab es große Schwierigkeiten wegen des christlichen Begräbnisses, wobei man mich als langjährigen Arzt auch massiv einschaltete.

In dieser Zeit kam es auch zur ersten und einzigen Auseinandersetzung mit Balbina, der Hebamme. Meine Frau sollte entbinden, an einem Montag war der Termin. Sonntag war es ruhig. Ich schlug vor, die Geburt einzuleiten, es wäre schön Zeit und Ruhe. Da hielt Balbina mir eine rechte Standpauke, was mir einfiel, man solle der Natur ihren rechten Lauf lassen, sie würde sich nicht beteiligen. Montag ging dann ja alles recht gut.

Wenn Schneeschmelze eintrat oder die Wege durch viel Regen aufgeweicht waren, dann waren manche Wege grundlos. Man konnte dann regelrecht mit dem Wagen halb versinken. So erging es mir eines Nachts auf dem Wege zu einer Ortschaft, nahe Haibach. 500 m vor dem Ort versank mein Wagen im Schlamm so tief, dass keine Tür mehr zu öffnen war, ich durch die offenen Seitenfenster kriechen und Koffer und Tasche nachziehen musste, um dann zu Fuß zum Haus der zu Entbindenden zu gelangen. Dort erwarteten mich wiederum nur Schwierigkeiten. Hebamme war keine da, die eine krank, die Aushilfe nicht erreichbar. Die Geburt ging ja nach ca. 2 Stunden vonstatten; jedoch auf die Nachgeburt wartete ich vergebens. Nabel, Kind baden, versorgen. Der Ehemann, nicht sehr gewandt, musste die Narkose nach Anleitung machen. Nachgeburt herausholen, großer Dammriß, örtliche Betäubung, große

Naht, Kind anziehen. Nach drei Stunden war alles geschafft. Jetzt ging's auf Ochsenuche, mitten in der Nacht. Es war immer erfreulich, in solch widrigen Situationen hilfreiche Menschen (und Ochsen) zu finden.

Im Winter, vor allem bei tiefem Schnee, versuchte man, möglichst jede Möglichkeit zu nutzen, um bei weiten Wegen ohne zu große Anstrengung ans Ziel zu kommen. Elisabethszell z. B. liegt eingebettet in einem Kessel, ringsum von Höhen umgeben. Wenn man bis Obernebling den ganzen Höhenweg gegangen war, dann sah man schon in die Ebene in Richtung Bogen und Straubing hinaus. Das war weiß Gott ein weiter Fußmarsch. Ich musste ein paarmal hintereinander zu Patienten dahin. Das waren Stunden, die man unterwegs war. Einmal nahm ich die Skier, um den Weg vielleicht einfacher und schneller machen zu können. Es war Tiefschnee, bergan schwitzte ich. Bergab bohrten sich die Skispitzen in den Schnee, ich flog kopfüber zwei Meter nach vorne, der Rucksack noch etwas weiter, es klirrte beträchtlich. Beim Hause des Kranken hatte ich noch so viel Unversehrtes, dass ich ihn verarzten konnte. Meine Frau hatte mich gewarnt, sie wusste ja auch, dass ich nicht der beste Skifahrer war.

Was ich jetzt zu erzählen habe, war wieder eine geburtshilfliche Begebenheit, an der ich lange seelisch zu knappern hatte, selbst von Alpträumen blieb ich nicht verschont. Wieder einmal, es war ein sonniger Sommersonntag, schrie die Hebamme ins Telefon: „Schnell, das Kind atmet nicht!“ Meine Frau gab's an mich weiter. Ich raste über Konzell, Wies, Neurandsberg fast bis Moosbach („Wo kommt die Balbina bloß überall hin?“). Bei der Zeitspanne konnte ich mir keine Aussicht auf Erfolg vorstellen. Am Haus, das ich zum Glück wusste, angekommen, zerrte man mich förmlich hinein. Ich konnte nicht einmal mehr meine Bedenken äußern. Das erste Kind, ein Bub, Stammhalter: Das Kind war blau,

atmete nicht - und so lange schon!

Wie schon oft genug die üblichen Wiederbelebungsversuche ohne Hoffnung auf Erfolg, mit schlechtem Gewissen. Nach ein paar Sekunden, Minuten - ich weiß es nicht - schnaufte das Kind, schnappte wieder nach Luft, schlug die Augen auf und schrie. Die Anwesenden, auch die Hebamme, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. - Ich fuhr wieder. Zu Hause saßen meine Frau und ich zusammen mit hängenden Köpfen. Was nun? Behindert? Ich schuld? Das verursachte mir Alpträume, wie schon gesagt. Ich verdrängte mein Problem schließlich. Es war nach mehreren Jahren, als eine Frau mit einem Bub an der Hand in mein Sprechzimmer trat. „Kennen Sie mich, Herr Doktor?“ - „Nein“ - „Das hier ist doch der Bub, der so lange nicht geschnauft hat.“ - „Und - ist er gescheit und gesund, fehlt ihm nichts?“ - „Er ist einer der Besten in der Schule,“ sagte die Frau, „und gesund ist er auch.“ Ich glaube, ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Wenn ich das bei Kollegen erzählte, meinte man meist, es gäbe noch Wunder.

Natürlich gab es immer wieder Überraschungen. Im wahrsten Sinne des Wortes wurde ich eines Morgens überrascht und zwar im Bad. So überraschend war da Besuch, dass ich mir nichts mehr überwerfen konnte. Ein alter Herr war einen Tag zuvor verstorben. Ich hatte die Leichenschau gemacht und den Schein im Hause hinterlegt. Die Tochter, auch schon älter und etwas seltsam, hatte die Vorstellung, der Vater sei nur scheinot und würde eventuell lebendig begraben. Dem Doktor glaubte sie nicht unbedingt. So hatte sie mich schon ein paarmal aufgesucht, natürlich wick ich ihr nach Möglichkeit aus. Sie fand irgendwie einen Weg zu mir und überraschte mich morgens im Bad im ersten Stockwerk. Ich war so wütend, dass ich sie unter großem Getöse die Treppe hinter jagte, so dass das Haus aufgeschreckt wurde. - Die Beerdigung

fand dann doch statt.

Die langwierigste, ermüdendste und strapaziöseste Geburtshilfe stand uns bevor, der Hebamme und mir. Der Anmarsch war schon eine Strapaze: tiefer Schnee, bergan in Richtung Lanzlberg, eine Stunde lang mit Koffer und Tasche. Die Hebamme hatte nach mir gerufen, weil wieder mal sechs oder sieben kleine Kinder im Nebenraum lärmten. Als ich an das Haus kam, das ich kannte, war alles stockdunkel. Ich schlich um das Haus; auf der Rückseite oben ein Lichtlein, da hinauf ging eine Art Hühnerleiter. Durch ein schmales Türlein kam man in die Wohnung. Diese hatte nur zwei Räume, klein, niedrig, ärmlichst war alles, zwei Betten standen da, in einem lag die Wöchnerin. Zwei Stühle gab es, einen für die Hebamme, einen für mich. Nebenan die Kinderschar. Der Geburtsverlauf war so schleppend, dass wir sage und schreibe an die sieben Stunden dort ausharren mussten. Der Ehemann sah wohl, dass wir von den Stühlen zu kippen drohten. Wir sollten uns abwechselnd in sein Bett legen, schlug er vor. Das taten wir auch. Die Hebamme weckte mich und umgekehrt, je nach Umständen. Es kam gegen Morgen mit einem gesunden Buben zum glücklichen Ende. Ausgelaugt kehrten wir heim. Am nächsten Morgen, schon frühzeitig, erschien der Kindsvater in meiner Praxis und klagte jämmerlich, er hätte kein bisschen Geld, um für die Kinder Milch zu besorgen, ob ich so gut wäre und ihm 50 Mark leihen würde. Er bekäme sicher wieder Arbeit. Ich gab ihm das Geld. Bald danach hörte ich, die Familie E. sei ganz überraschend verzogen, tiefer in den Wald hinein. Sie hätten auch vielerorts Schulden hinterlassen.

Im übrigen gab es nun doch schon Veränderungen im Laufe der Jahre, manche schon spürbar, manche im Kommen. Dass unsere verehrte Hebamme Balbina Gall die Strapazen, von denen hier genügend die Rede war, nicht auf Dauer durchstehen

konnte, war einleuchtend, zumal sie auch nicht mehr die jüngste war. Sie ging jetzt vielfach dazu über, die Frauen zur Geburt ins nächste Krankenhaus zu lotsen. Somit wurden Hausgeburten auch für die Landärzte weniger und weniger. Ein treuer, langjähriger Patient, der die Woche über in Stuttgart arbeitete, drückte sich an einem Samstag in der Sprechstunde so aus: „Da gibts jetzt a Maschin, a Maschin gibt's jetzt.“ Das hatte er wohl in Stuttgart mitbekommen. Das hörte man immer wieder, erst leise und dann immer lauter. Die Maschinen, d.h. die

Apparate in der Sprechstunde, die Apparatemedizin waren im Vormarsch. Wie der Lateiner vor 2000 Jahren schon sagte: „Homo est cupidus verum novarum.“ (Der Mensch ist begierig auf Neues.) Viele beurteilten die ärztlichen Praxen nach der Zahl der Apparate, die dort standen, nicht mehr immer nach der Zuwendung des Arztes an seine Patienten.

Es fielen Worte wie: „Opas Praxis“ oder „Wald- und Wiesendoktor“. - Autos gab es immer mehr, gute Wege und Straßen auch, schon auf Grund der Flurbereinigungsmaßnahmen.

Die vielen Flüchtlinge, von denen hier die Rede war, wurden weniger, sie suchten und fanden neue Möglichkeiten des Weiterkommens. Frä. Balbina Gall hatte noch einige gute Jahre des Ruhestands in Mitterfels. Als sie starb, war ich bei ihr.

Die geschilderten Geschichten der ersten Jahre wurden seltener. Wir beide, meine Frau und ich, hatten ein gerütteltes Maß an Arbeit und Mühen hinter uns gebracht. Jetzt konnten wir mit Befriedigung Kommendem entgegensehen - wie es so schön heißt: Und die Karawane zieht weiter.

Frieda Simmel

Mein Schulweg

Heute am Neujahrstag 2000 muss ich einfach zurückdenken an meine Kinder- und Schulzeit. Besonders an meinen Schulweg, der nicht leicht war. Auch heute liegt Schnee und es schneit leicht, wie schlimm war es da oft früher.

Damals begann das Schuljahr nach Ostern. Ich habe nach Ostern 1938 meine Schulzeit begonnen, zwar erst 5 1/2 Jahre alt, aber meine Eltern haben gedacht, die schafft es schon. Ich war ein kräftiges Kind und meine 3 älteren Schwestern lernten auch sehr gut, so wurde ich mit einer Sondergenehmigung vom Schulrat (heute Test) in die Schule aufgenommen. Ich hatte 3 Monate Probezeit, die ich leicht bestanden habe.

Der Schulweg war sehr anstrengend, so eine drei viertel bis eine Stunde musste ein Kind schon gehen - und das bei jedem Wetter. Der Weg führte vom Haus über die Wiese, dann ging es auf einem Gehsteig durch den Wald, der heute zugewachsen und nicht mehr begehbar ist, über den Kapfelberg und Wolferszell nach Steinach. Wenn am Morgen der Tau auf der Wiese lag und die Nebel durch den Wald zogen, war es manchmal so kalt, dass wir gefroren haben; es wurde ja meistens barfuß gelaufen. Da hat man sich zu helfen

gewusst: Wasser gelassen und darin die Füße gewärmt! Es war aber auch schön, wenn in der Frühe im Wald die Vögel sangen oder der Kuckuck rief. Manchmal ist auch ein Reh oder ein Hase aus dem Gebüsch gesprungen. Im Sommer war es etwas besser, aber es gibt auch da auch andere Erinnerungen. Einmal war ein Gewitter, als ich durch den Wald von der Schule heimging, und ein Blitz hat in einen großen Baum eingeschlagen. Es flogen die Fetzen. Ich hatte fürchterliche Angst - fürchte auch heute die Gewitter noch.

Was ich noch aufschreiben und nicht vergessen möchte: Als Pausenbrot gab es ein Stück selbstgebackenes, trockenes Brot. Wenn ausgerührt wurde, auch mal ein Butterbrot, je nach Jahreszeit einen Apfel oder eine Birne. Solche hat man auch oft auf dem Heimweg, wenn wir an einem Baum vorbeigegangen sind, aufgelesen oder gestohlen, wie man es nennt. Beim Nachbarn auf dem Kapfelberg haben wir jederzeit welche nehmen dürfen, das war gut gegen den Hunger auf dem langen Heimweg. Im Herbst gab es auf Feldern Stoppelrüben oder auch Wasserrüben genannt. Solche haben wir uns oft geholt, wenn wir von Steinach nach Wolferszell gingen. Da waren wir einige Kinder, und es war immer eine

Gaudi mit den verschiedenen Farben. Die Rüben waren oben meist bläulich. Es gab aber auch welche, die weiß waren, und da sagte man, wer eine solche gegessen hat, wird „Bettbrunzer“.

Aber einmal, es waren uns Kinder von Wolferszell und auch welche von Gschwendt, liefen wir auch in das Feld um uns zu bedienen. Aber da hat ein junger Bursche auf dem Feld daneben geackert und hat uns davon gejagt. Er schrie laut: „Ihr Waidler bum, bum, ihr treibt Floy (Flöhe) aus der Stum.“ Er hat uns mit der Peitsche bedroht, da sind wir aber schnell davongelaufen.

Wenn die kalte Jahreszeit begann, wurde es schlecht, denn das Schuhwerk und die Kleidung ließen zu wünschen übrig. Die Winterschuhe waren fast nur Holzschuhschnürstiefel und gestrickte Strümpfe aus selbst gesponnener Schafwolle. Die Strümpfe wurden mit Gummistrumpfbändern gehalten. Kleidung musste ich viel von meinen älteren Schwestern austragen. Wir hatten auch eine Störnäherin, die aus zwei älteren Stücken wieder ein tragbares Kleidungsstück oder einen Mantel machte. Es gab nichts zu kaufen, es war ja Krieg.

Wir haben auch noch Schürzen angehabt. Zum Schulanfang gab es